

dtv

Die unscheinbare Catherine, deren Mutter kurz nach der Geburt starb, ringt vergebens um die Liebe ihres herrischen Vaters, des erfolgreichen New Yorker Arztes Dr. Austin Sloper. Erst als das Mauerblümchen dem gutaussehenden Bonvivant Morris Townsend begegnet, scheint sich ihr Leben zu ändern: Sie verliebt sich leidenschaftlich und nimmt seinen Heiratsantrag an. Doch der Vater sieht in dem mittellosen Townsend nur einen gewissenlosen Mitgiftjäger und droht mit Enterbung.

Im Mittelpunkt dieses eindringlichen psychologischen Romans steht das große Haus am Washington Square, in dem die tragisch-emanzipatorische Geschichte der jungen Catherine spielt.

Henry James, geboren am 15. April 1843 in New York City, war Sohn eines wohlhabenden Intellektuellen irischer Abstammung. In Amerika und Europa zum Weltbürger erzogen, schrieb er seit 1863 Kurzgeschichten und Kritiken für verschiedene Zeitschriften. Sein erster Roman, dem viele weitere Werke folgten, erschien 1875. Ab 1869 lebte er überwiegend in Europa. 1877 ließ er sich in England nieder und wurde 1915 britischer Staatsbürger. Am 28. Februar 1916 starb er in seinem Londoner Haus.

Henry James

Washington
Square

Roman

Aus dem Englischen von
Karl Ludwig Nicol

dtv

Von Henry James
sind bei dtv erschienen:
Porträt einer jungen Dame (14454)
Die Aspern-Schriften (14455)
Das Durchdrehen der Schraube (14456)
Daisy Miller (28066)

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Washington Square‹

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Neuausgabe 2015
2. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
1998 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung des
Bildes ›The Pink Rose‹ (1910) von Lilla Cabot Perry (bridgemanart.com/
David David Gallery, Philadelphia, USA)
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14453-7

1. KAPITEL

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und insbesondere gegen Ende dieses Zeitraums praktizierte in New York ein Arzt, dessen Geschäft blühte und der wohl in außergewöhnlichem Maß das Ansehen genoß, das man in den Vereinigten Staaten schon immer hervorragenden Angehörigen der medizinischen Zunft geschenkt hat. Dieser Berufsstand wurde in Amerika stets in Ehren gehalten und erwarb sich mit mehr Erfolg als anderswo ein Anrecht auf das schmückende Beiwort »liberal«. In einem Land, in dem man, um gesellschaftlich eine Rolle zu spielen, sich entweder sein Einkommen verdienen oder den Eindruck erwecken muß, daß man es sich verdient, scheint die Heilkunst in hohem Maß zwei anerkannte Quellen des Ansehens zu vereinigen. Sie gehört dem Bereich des Praktischen an, was in den Vereinigten Staaten eine beträchtliche Empfehlung darstellt, und sie erscheint ins Licht der Wissenschaft getaucht, ein Vorzug, den man in einer Gesellschaft zu schätzen weiß, in der die Liebe zum Wissen nicht immer Hand in Hand ging mit Muße und günstigen Umständen.

Zu Dr. Slopers Ruf trug es wesentlich mit bei, daß sein Fachwissen und seine Geschicklichkeit in völlig ausgewogenem Verhältnis zueinander standen. Er war das, was man einen gelehrten Arzt nennen könnte, und dennoch war seine Behandlung keineswegs theoretisch: er verschrieb stets etwas zum Einnehmen. Obgleich er für überaus gründlich gehalten wurde, war er nicht unan-

genehm theoretisch. Und wenn er auch gelegentlich Dinge eingehender erklärte als es für den Patienten von Nutzen schien, ging er doch nie so weit (wie gewisse praktische Ärzte, von denen man gehört hatte), sich auf das Erklären allein zu verlassen, sondern hinterließ immer ein unergründliches Rezept. Es gab Ärzte, die hinterließen ihr Rezept ohne jegliche Erläuterung. Er gehörte auch nicht zu dieser Kategorie, die letztlich die ungebildetste war. Man wird sehen, daß ich einen klugen Mann beschreibe, und diese Klugheit ist denn auch der Grund, weshalb Dr. Sloper zu einer lokalen Größe wurde.

Zu der Zeit, in der wir uns hauptsächlich mit ihm befassen, war er etwa fünfzig Jahre alt und seine Popularität hatte ihren Höhepunkt erreicht. Er war sehr geistreich und galt in der besten Gesellschaft New Yorks als ein Mann von Welt – was er in der Tat auch hinlänglich war. Um möglicher Mißdeutung vorzubeugen, beeile ich mich hinzuzufügen, daß er nicht im mindesten etwas von einem Scharlatan an sich hatte. Er war durch und durch ein ehrenhafter Mann, ehrenhaft in einem Grade, daß ihm womöglich nur die Gelegenheit fehlte, um das volle Ausmaß zeigen zu können. Und sieht man einmal ab vom beträchtlichen Wohlwollen seines Patientenkreises, der sich gern etwas darauf einbildete, den »glänzendsten« Arzt des ganzen Landes zu haben, so rechtfertigte er tagtäglich sein Anrecht auf die Fähigkeiten, die ihm von der Stimme des Volkes zugesprochen wurden. Er war ein guter Beobachter, ja ein Philosoph, und »glänzend« zu sein war für ihn das Natürlichste von der Welt und fiel ihm (wie die Stimme des Volkes sagte) so leicht, daß er niemals auf bloße Wirkung aus war und keinerlei der kleinen Kniffe und Überheblichkeiten von Leuten

zweitklassiger Reputation nötig hatte. Man muß zugeben, daß ihn das Schicksal bevorzugt hatte und daß sich der Weg zum Wohlstand für ihn als wohlgeebnet erwies. Er hatte mit siebenundzwanzig Jahren geheiratet: eine Liebesheirat mit einem höchst reizvollen Mädchen, Catherine Harrington aus New York, die ihm, zu all ihrem Charme auch noch eine erstklassige Mitgift einbrachte. Mrs. Sloper war liebenswürdig, graziös, gebildet, elegant und im Jahr 1820 war sie eines der reizvollen Mädchen der noch bescheidenen, aber vielversprechenden Landeshauptstadt, die sich um die Battery gruppierte und die Bay überragte und deren äußerste Grenze die grasbedeckten Straßenränder der Canal Street bildeten. Mit siebenundzwanzig Jahren hatte sich Austin Sloper gerade so weit einen Namen gemacht, daß es nicht mehr ungewöhnlich erschien, unter einem Dutzend Bewerber ausgewählt zu werden von einer jungen, hochgestellten Frau, die zehntausend Dollar Einkommen und die bezauberndsten Augen von ganz Manhattan hatte. Diese Augen und noch einiges, was dazugehörte, waren an die fünf Jahre eine Quelle äußerster Genugtuung für den jungen Arzt, der ein ebenso hingebungsvoller wie ausnehmend glücklicher Ehemann war.

Der Umstand, daß er eine reiche Frau geheiratet hatte, brachte keine Änderung für den Weg, den er eingeschlagen hatte, und er pflegte seine Berufstätigkeit ebenso zielstrebig, als wenn er keine andern Geldmittel zur Verfügung gehabt hätte als seinen Anteil am bescheidenen väterlichen Erbe, das er sich beim Tode seines Vaters mit seinen Brüdern und Schwestern geteilt hatte. Sein Ziel war nicht vorwiegend gewesen, Geld zu verdienen, sondern vielmehr etwas zu lernen und eine Tätigkeit auszuüben. Etwas Interessantes zu lernen und etwas Nütz-

liches zu tun, das war, grob gesagt, der Plan, den er sich entworfen hatte und auf den der zufällige Umstand, daß seine Frau ein Einkommen hatte, keinerlei Einfluß ausübte. Er fand Freude an seiner Praxis und daran, eine Geschicklichkeit zu üben, derer er sich aufs angenehmste bewußt war. Es war offensichtlich, daß er gar nichts anderes als ein Arzt sein konnte, daß er durch und durch Arzt blieb und zwar unter den bestmöglichen Bedingungen. Natürlich ersparte ihm seine angenehme häusliche Situation eine Menge Plackerei, und die Zugehörigkeit seiner Frau zu den »oberen Zehntausend« brachte ihm eine ziemliche Anzahl solcher Patienten, deren Symptome, wenn auch nicht an sich interessanter als diejenigen niedrigerer Schichten, doch zumindest beständiger auftreten. Er strebte nach Erfahrung, und im Laufe von zwanzig Jahren wurde ihm eine Menge davon zuteil. Man muß hinzufügen, daß er sie in mancherlei Formen erhielt, die sie, was auch immer ihr wirklicher Wert gewesen sein mochte, nicht gerade willkommen machte. Sein erstes Kind, ein kleiner Knabe, der äußerst vielversprechend war, wie er, der nicht leicht in Begeisterung geriet, felsenfest glaubte, starb mit drei Jahren, trotz allem, was die Zärtlichkeit der Mutter und das Fachwissen des Vaters aufwandten, um ihn zu retten. Zwei Jahre später schenkte Mrs. Sloper einem zweiten Kind das Leben: einem Säugling, dessen Geschlecht das arme Kind, nach der Ansicht des Doktors, als keinen ebenbürtigen Ersatz für seinen beklagten Erstgeborenen erwies, aus dem er einen bewundernswerten Mann hatte machen wollen. Das kleine Mädchen war eine Enttäuschung; aber das war nicht das Schlimmste. Eine Woche nach seiner Geburt zeigte die junge Mutter, die, wie man so sagt, sich gut angelassen hatte, plötzlich alarmierende Symptome,

und noch ehe eine Woche verstrichen war, wurde Austin Sloper Witwer.

Für einen Mann, dessen Gewerbe es war, Menschen am Leben zu erhalten, hatte er sicherlich in seiner eigenen Familie nur Unzulängliches zuwege gebracht. Und ein angesehenener Arzt, der innerhalb von drei Jahren seine Frau und seinen kleinen Sohn verliert, sollte vielleicht darauf gefaßt sein, entweder sein Können oder seine Liebe in Frage gestellt zu sehen. Unser Freund indes entging der Kritik, das heißt, er entging aller Kritik außer seiner eigenen, die die allersachkundigste und fürchterlichste war. Für den Rest seiner Tage ging er dahin unter der Last seines höchstpersönlichen Tadels und trug für immer die Narben einer Züchtigung, die ihm die stärkste Hand, die er kannte, in jener Nacht zugefügt hatte, die auf den Tod seiner Frau gefolgt war. Die Welt, die ihn, wie gesagt, zu schätzen wußte, hatte zuviel Mitleid mit ihm, um ironisch zu sein. Sein Mißgeschick machte ihn interessanter und verhalf ihm sogar, in Mode zu kommen. Man stellte fest, daß selbst Arztfamilien den heimtückischen Formen von Krankheiten nicht entgehen können und daß Dr. Sloper außer den zwei erwähnten Patienten schließlich auch noch andere verloren hatte, was einen ehrenhaften Präzedenzfall bildete. Sein kleines Mädchen blieb dem Doktor. Und wenn es auch nicht das war, was er sich gewünscht hatte, so beschloß er doch, das Beste aus ihm zu machen. Er hatte einen unverbrauchten Vorrat an Autorität zur Verfügung, von dem das Kind in seinen ersten Jahren reichlich abbekam. Es war – selbstverständlich – nach seiner armen Mutter genannt worden, und selbst im frühesten Säuglingsalter des Mädchens rief der Arzt es nie anders als Catherine. Es wuchs als sehr robustes und gesundes

Kind auf, und sein Vater sagte sich oft, wenn er es ansah, daß er, so wie es war, wenigstens nicht befürchten mußte, es zu verlieren. Ich sage »so wie es war«, da, um der Wahrheit die Ehre zu geben – doch das ist eine Wahrheit, auf die ich später zurückkommen möchte.

2. KAPITEL

Als das Kind etwa zehn Jahre alt war, lud Dr. Sloper seine Schwester, Mrs. Penniman, ein, bei ihm zu wohnen. Die Fräulein Sloper waren indes zwei an der Zahl und beide hatten früh geheiratet. Die jüngere, Mrs. Almond mit Namen, war die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns und die Mutter einer blühenden Familie. Sie wirkte natürlich selbst blühend und war eine gutaussehende, sorglose, verständige Frau und die Lieblingsschwester ihres klugen Bruders, der in bezug auf Frauen, selbst wenn sie mit ihm nahe verwandt waren, ein Mann ausgeprägter Vorlieben war. Er zog Mrs. Almond seiner Schwester Lavinia vor, die einen armen Geistlichen geheiratet hatte, der von kränklicher Konstitution und blumiger Beredsamkeit war und sie schließlich im Alter von dreiunddreißig Jahren als Witwe – ohne Kinder, ohne Vermögen – zurückließ, mit nichts als der Erinnerung an Mr. Pennimans blumenreiche Redeweise, ein gewisses vages Aroma, das ihren eigenen Gesprächsstil umgab. Nichtsdestoweniger hatte Dr. Sloper ihr eine Heimstätte unter seinem eigenen Dach angeboten, die Lavinia mit der Bereitwilligkeit einer Frau annahm, die die zehn Jahre ihres Ehelebens in der Kleinstadt Poughkeepsie zugebracht hatte. Der Doktor hatte Mrs. Penniman nicht vorgeschlagen zu kommen, um ständig bei ihm zu wohnen, sondern vielmehr, daß ihr sein Haus als Aufenthaltsort zur Verfügung stehe, während sie sich nach einer unmöblierten Wohnung umsehe. Es ist fraglich, ob

Mrs. Penniman jemals die Suche nach einer Wohnung ins Auge faßte, aber außer Frage steht, daß sie niemals eine fand. Sie nistete sich bei ihrem Bruder ein und wich nicht mehr, und als Catherine zwanzig Jahre zählte, war Tante Lavinia nach wie vor eine der eindrucksstärksten Gestalten ihrer unmittelbaren Umgebung. Mrs. Pennimans eigene Erklärung der Angelegenheit war, daß sie geblieben war, um die Erziehung ihrer Nichte in die Hand zu nehmen. Sie hatte diese Erklärung zumindest jedermann gegeben außer dem Doktor, der nie nach einer Erklärung fragte, über die er sich Tag für Tag seine Gedanken machen konnte. Obwohl Mrs. Penniman eine Menge jener gewissen Art von aufgesetzter Selbstsicherheit besaß, schreckte sie doch, aus unerfindlichen Gründen, davor zurück, sich ihrem Bruder als Quelle von Erziehungskunst zu präsentieren. Sie war nicht sonderlich gewitzt, aber immerhin genug, um sich davon abhalten zu lassen, diesen Fehler zu begehen, und ihr Bruder war seinerseits gewitzt genug, um sie, in ihrer Lage, dafür zu entschuldigen, daß sie ihm einen beträchtlichen Teil der Lebenszeit auf der Tasche lag. Er billigte daher stillschweigend den Plan, den Mrs. Penniman ihrerseits stillschweigend entworfen hatte: wie wichtig es sei, daß das arme mutterlose Mädchen eine vorzügliche Frau um sich habe. Seine Billigung konnte nur stillschweigend erfolgen, da er nie von seiner Schwester als intellektueller Leuchte hingerissen war. Außer als er sich in Catherine Harrington verliebte, war er in der Tat nie von weiblichen Eigenschaften, welcher Art auch immer, hingerissen. Und obwohl er bis zu einem gewissen Grade das war, was man einen Arzt für Damen nennt, war doch seine persönliche Meinung vom komplizierteren Geschlecht nicht gerade übertrieben hoch. Er sah dessen Kompliziertheit

mehr als eigenartig an denn als erbaulich, und er hatte eine Auffassung vom Glanz der Vernunft, die, im ganzen gesehen, nur dürftig befriedigt wurde durch das, was er an seinen weiblichen Patienten wahrnahm. Seine Gattin war eine vernünftige Frau gewesen, aber sie bildete eine leuchtende Ausnahme. Von den verschiedenen Dingen, derer er sicher war, stellte dies wohl das hauptsächlichste dar. Eine solche Überzeugung trug natürlich wenig dazu bei, seine Witwerschaft zu lindern oder abzukürzen, und bestenfalls setzte es seiner Anerkennung von Catherines Möglichkeiten und Mrs. Pennimans Dienstleistungen eine Grenze. Nichtsdestoweniger nahm er nach Ablauf von sechs Monaten die ständige Anwesenheit seiner Schwester als vollendete Tatsache hin, und als Catherine älter wurde, erkannte er, daß es in der Tat gute Gründe dafür gab, weshalb sie eine Gesellschafterin ihres eigenen unvollkommenen Geschlechts bekommen hatte. Er war ausnehmend korrekt gegenüber Lavinia, gewissenhaft, formell korrekt, und sie hatte ihn niemals in Wut gesehen außer einmal in ihrem Leben, als ihm bei einer theologischen Diskussion mit ihrem einstigen Mann das Temperament durchgegangen war. Mit ihr diskutierte er nie über Theologie noch überhaupt über irgend etwas. Er begnügte sich damit, seine Wünsche hinsichtlich Catherine sehr entschieden zu äußern in Form eines klaren Ultimatums.

Einmal, als das Mädchen etwa zwölf Jahre alt war, hatte er zu Mrs. Penniman gesagt:

»Versuche aus ihr eine kluge Frau zu machen, Lavinia; ich möchte, daß sie eine kluge Frau wird.«

Mrs. Penniman blickte daraufhin einen Augenblick gedankenvoll drein. »Mein lieber Austin«, fragte sie dann, »denkst du, es ist besser klug zu sein als gut?«

»Gut wofür?« entgegnete der Doktor. »Man ist für nichts gut, wenn man nicht klug ist.«

Mrs. Penniman sah keinen Grund, dieser Feststellung zu widersprechen. Möglicherweise erwog sie, daß ihr eigener großer Nutzen in der Welt ihrer Befähigung für vielerlei zu verdanken war.

»Natürlich wünsche ich, daß Catherine gut wird«, sagte der Doktor am nächsten Tag, »aber sie wird nicht weniger rechtschaffen sein, wenn sie kein Dummkopf ist. Ich befürchte nicht, daß sie böse wird; ihr Charakter wird niemals die Bitterkeit der Böswilligkeit aufweisen. Sie ist »so gut wie gutes Brot«, wie die Franzosen sagen. Aber in sechs Jahren möchte ich sie nicht vergleichen müssen mit einem guten Butterbrot.«

»Befürchtest du, daß sie langweilig wird? Mein lieber Bruder, ich bin es, die für die Butter sorgt; du brauchst also nichts zu befürchten!« sagte Mrs. Penniman, die die »vielseitige Ausbildung« des Kindes in die Hand genommen hatte, indem sie sein Klavierspiel beaufsichtigte, worin Catherine ein gewisses Talent zeigte, und indem sie mit ihm zum Tanzunterricht ging, wo Catherine, wie man gestehen muß, nur eine mäßige Figur machte.

Mrs. Penniman war eine große, hagere, blonde, ziemlich verwelkte Frau mit durchaus gutherzigem Wesen, einem hohen Grad an Wohlerzogenheit, einer Vorliebe für Unterhaltungsliteratur und einem gewissen töricht wirkenden Mangel an Direktheit und Offenheit des Charakters. Sie war romantisch, sie war sentimental und sie hatte eine Passion für kleine Geheimnisse und Heimlichkeiten, eine sehr unschuldige Leidenschaft, da ihre Geheimnisse bisher immer so wenig hergaben wie faule Eier. Mrs. Penniman war nicht völlig aufrichtig, doch dieser Mangel hatte keine große Bedeutung, da sie nie

etwas zu verbergen hatte. Sie hätte gern einen Liebhaber gehabt, um mit ihm unter einem Decknamen zu korrespondieren und die Briefe in einem Laden zu hinterlegen. Ich fühle mich verpflichtet zu sagen, daß ihre Einbildungskraft die Vertraulichkeit nie weiter trieb als bis zu diesem Punkt. Mrs. Penniman hatte nie einen Liebhaber gehabt, doch ihr Bruder, der sehr scharfsinnig war, rechnete mit einem Gesinnungswandel bei ihr. »Wenn Catherine um die siebzehn ist«, sagte er sich, »wird Lavinia den Versuch unternehmen und ihr einreden, daß irgendein junger Mann mit Schnurrbart sich in sie verliebt hat. Das wird völlig unrichtig sein. Kein junger Mann, ob mit oder ohne Schnurrbart, wird sich jemals in Catherine verlieben. Aber Lavinia wird sich damit beschäftigen und mit ihr darüber sprechen. Vielleicht spricht Catherine, wenn Lavinias Vorliebe für heimliche Unternehmungen bei ihr keinen Anklang findet, sogar mit mir darüber. Catherine wird es nicht begreifen und sie wird es nicht glauben – zum Glück für ihren Seelenfrieden. Die arme Catherine ist nicht romantisch.«

Sie war ein gesundes, gut gewachsenes Kind, ohne eine Spur von der Schönheit ihrer Mutter. Sie war nicht häßlich, sie hatte lediglich einen reizlosen, uninteressanten, sanften Gesichtsausdruck. Das Höchste, was jemals zu ihren Gunsten geäußert wurde, war, sie habe ein »nettes« Gesicht. Und obwohl sie eine Erbin war, hatte noch niemals jemand daran gedacht, sie für eine Schönheit zu halten. Die Meinung ihres Vaters hinsichtlich ihrer moralischen Untadeligkeit war voll gerechtfertigt; sie war ausnehmend und unbeirrbar gut, liebevoll, fügsam, folgsam und durchaus geneigt, die Wahrheit zu sagen. In jüngeren Jahren war sie ein ziemlicher Wildfang gewesen, und obwohl es ein peinliches Geständnis für eine

Romanheldin ist, muß ich hinzufügen, daß sie so etwas wie ein Vielfraß war. Soviel ich weiß, stahl sie nie Rosinen aus der Speisekammer, aber sie gab ihr Taschengeld für Sahnetörtchen aus. Eine kritische Haltung hierzu wäre jedoch unvereinbar mit einer aufrichtigen Bezugnahme auf die frühen Annalen eines jeden Biographen. Catherine war unbestreitbar nicht klug; sie war nicht geschickt beim Unterricht und gewiß auch sonst nicht. Sie war nicht außergewöhnlich unbegabt, und sie eignete sich genug Bildung an, um sich respektabel zu behaupten in der Konversation mit ihren Altersgenossen, unter denen sie allerdings, wie zugegeben werden muß, lediglich einen zweiten Platz einnahm. Bekanntlich ist es in New York für ein junges Mädchen möglich, einen ersten Platz einzunehmen. Catherine, die äußerst bescheiden war, hatte kein Verlangen zu glänzen, und bei den meisten gesellschaftlichen Ereignissen, wie man so sagt, führte sie ein Mauerblümchendasein. Sie liebte ihren Vater ungemein und fürchtete ihn sehr. Sie hielt ihn für den klügsten, stattlichsten und angesehensten Mann. Das arme Mädchen fand solchen Gewinn in der Hingabe an ihre Zuneigung, daß die kleine Regung von Scheu, die sich in ihre kindliche Neigung mischte, der Sache mehr eine Würze verlieh, als daß sie ihre Intensität minderte. Catherines größter Wunsch war, sein Gefallen zu finden, und ihre Vorstellung von Glück bestand in dem Bewußtsein, daß es ihr gelungen war, ihm zu gefallen. Über einen bestimmten Punkt hinaus war ihr das allerdings nie geglückt. Obwohl er, im ganzen gesehen, sehr gütig zu ihr war, wurde sie sich dessen völlig bewußt, und über den fraglichen Punkt hinauszugelangen schien ihr wirklich etwas, wofür es sich zu leben lohnte. Was sie natürlich nicht wissen konnte, war, daß sie ihn ent-

täuschte, obgleich sich der Doktor bei drei oder vier Gelegenheiten ziemlich unverhohlen darüber geäußert hatte. Catherine wuchs wohlbehütet und wohlhabend auf. Aber als sie achtzehn war, hatte Mrs. Penniman keine kluge Frau aus ihr gemacht. Dr. Sloper wäre gern auf seine Tochter stolz gewesen, aber es gab nichts bei der armen Catherine, worauf man hätte stolz sein können. Natürlich gab es auch nichts, worüber man sich hätte schämen müssen. Aber das war nicht genug für den Doktor, der ein stolzer Mann war und es nur zu gern gehabt hätte, seine Tochter für ein außergewöhnliches Mädchen halten zu können. Man hätte voraussetzen können, daß sie hübsch und reizvoll, intelligent und bemerkenswert würde, da ihre Mutter während ihrer kurzen Lebenszeit die bezauberndste Frau gewesen war, und was ihren Vater betraf, so kannte er selbstverständlich seinen Wert. Hin und wieder fühlte er Erbitterung bei dem Gedanken, ein Allerweltskind hervorgebracht zu haben, und er ging gelegentlich so weit, eine gewisse Genugtuung in der Vorstellung zu finden, daß seine Frau diese Erfahrung nicht mehr hatte erleben müssen. Diese Entdeckung kam ihm natürlich nur ganz allmählich, und erst als Catherine zu einer jungen Dame herangewachsen war, sah er die Sache als entschieden an. Er neigte dazu, zahlreiche Zweifel zu ihren Gunsten auszulegen; es eilte ihm nicht damit, zu einer Entscheidung zu kommen. Mrs. Penniman versicherte ihm häufig, daß seine Tochter ein reizendes Wesen habe, aber er wußte, wie diese Versicherung aufzufassen war. Sie besagte für ihn, daß Catherine nicht verständig genug war, um zu bemerken, daß ihre Tante eine Gans war; eine geistige Beschränktheit, die Mrs. Penniman nur angenehm sein konnte. Sowohl sie als auch ihr Bruder übertrieben in ihrer Meinung

indes die Beschränktheit des jungen Mädchens; denn obwohl Catherine ihre Tante sehr gern hatte und sich der Dankbarkeit bewußt war, die sie ihr schuldete, hatte sie doch Mrs. Penniman gegenüber keine Spur jener sanften Scheu, die ihrer Bewunderung für ihren Vater das Gepräge gab. Ihrer Meinung nach hatte Mrs. Penniman nichts von diesem Unermeßlichen an sich. Catherine durchschaute sie gleich auf einmal völlig und wurde nicht geblendet von ihrer Erscheinung, während die großen Fähigkeiten ihres Vaters in ihrem weitreichenden Umfang sich in einer Art leuchtender Verschwommenheit zu verlieren schienen, die erkennen ließ, daß sie nicht dort aufhörten, sondern daß Catherines geistiges Vermögen ihnen nicht mehr folgen konnte.

Man darf nicht glauben, daß Dr. Sloper seine Enttäuschung an dem armen Mädchen ausließ oder ihr jemals Anlaß zu dem Verdacht gab, sie habe ihm übel mitgespielt. Im Gegenteil, aus Angst, ihr gegenüber ungerrecht zu sein, erfüllte er seine Schuldigkeit mit muster-gültigem Eifer und erkannte an, daß sie ein ergebenes und liebevolles Kind war. Außerdem war er ein Philosoph: er rauchte eine ganze Menge Zigarren über seiner Enttäuschung auf, und zur rechten Zeit gewöhnte er sich daran. Er war davon überzeugt, daß er nichts erwartet hatte, allerdings mit einer etwas verwunderlichen Schlußfolgerung. »Ich erwarte nichts«, sagte er sich, »so daß es, wenn sie mir eine Überraschung bereitet, ein einziger klarer Gewinn ist. Und wenn sie es nicht tut, so ist es kein Verlust.« Das war um die Zeit, als Catherine ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte, woraus sich ersehen läßt, daß ihr Vater sich nicht übereilt hatte. Zu dieser Zeit schien sie nicht nur unfähig, Überraschungen zu bereiten, sondern vielmehr war es fast die Frage, ob sie welche

hätte erleben können, so ruhig und teilnahmslos war sie. Leute, die sich grob ausdrücken, nannten sie stupide. Aber sie war teilnahmslos, weil sie schüchtern war, unangenehm, bedrückend schüchtern. Das wurde nicht immer verstanden, und manchmal rief sie den Eindruck von Stumpfheit hervor. In Wirklichkeit war sie das mitfühlendste Geschöpf der Welt.

3. KAPITEL

Als Kind hatte sie die Erwartung geweckt, groß zu werden; aber als sie sechzehn war, hörte sie auf zu wachsen und ihre Statur war, wie das meiste andere ihrer Körperbildung, nicht ungewöhnlich. Sie war jedoch kräftig und gut gebaut, und ihre Gesundheit war glücklicherweise ausgezeichnet. Es wurde bereits festgestellt, daß der Doktor ein Philosoph war, aber ich hätte nicht für seine Philosophie eingestanden, wenn das arme Mädchen schwächlich und leidend gewesen wäre. Ihr gesundes Aussehen war in erster Linie der Grund, ihr ein Anrecht auf Schönheit zuzubilligen. Und ihre reine, frische Haut, auf der weiß und rot völlig gleichmäßig verteilt waren, sah wirklich vorzüglich aus. Ihre Augen waren klein und unauffällig, ihre Gesichtszüge ziemlich füllig und ihre langen Haare braun und glatt. Ein langweiliges, reizloses Mädchen, so nannten sie unnachsichtige Kritiker, ein zurückhaltendes, damenhaftes Mädchen hingegen die phantasievolleren, doch weder von den einen noch von den andern wurde sie eingehend erörtert. Als ihr zu gegebener Zeit bedeutet wurde, daß sie eine junge Dame sei – und sie brauchte eine gute Weile, bis sie es glauben konnte –, entwickelte sie auf einmal eine lebhaftere Vorliebe für Kleidung: eine lebhaftere Vorliebe ist genau der treffende Ausdruck dafür. Ich glaube, ich müßte es ganz klein schreiben: ihr Urteil auf diesem Gebiet war keineswegs unfehlbar: es war Verwirrungen und Verlegenheiten ausgesetzt. Ihre große Hingabe an diese Angelegenheit war in Wirklich-